

Wöchentliches Sonntag-Blatt

der
„Chorner Presse“.
Verlag von C. Dombrowski in Chorn.

N^o. 11.

3. Quartal.

1886.

Der Millionenerbe.

Roman von Siegmund Bernhardt.
(Fortsetzung.)

[11]

(Nachdruck verboten.)

Noch einmal ließ Eberhardt die Ereignisse dieser Nacht an seinem geistigen Auge vorüberziehen und hierbei gedachte er auch der Forderung zum Duell, die zwischen dem Freiherrn von Ahlfeldt und dem Grafen Sand im Klub gefallen war. Der Graf hatte ihn ja als Sekundant erwählt. Da Eberhardt jedoch seine Rolle als Aristokrat und Erbe von Millionen als völlig beendet betrachtete, so hatte er nicht Lust, an dem Duell theilzunehmen. Andererseits sah er wiederum ein, daß er sein dem Grafen gegebenes Wort nicht ohne Weiteres brechen dürfe. Er beschloß, Erich in dieser Sache um Rath zu fragen. Dann legte er sich nieder und war bald fest eingeschlafen.

Doch er mochte noch nicht lange schlummern, als er durch sehr lautes Sprechen auf dem Korridor aufgeschreckt wurde. Er setzte sich in seinem Bett auf und lauschte. Er unterschied deutlich die Stimme des Kammerdieners, den er in der Nacht zu wiederholten Malen hatte sprechen hören. Robert behauptete mit den heiligsten Schwüren seine Unschuld an einer Sache, welche zwei andere Stimmen ihm als den Grund seiner Verhaftung angaben.

„Es hilft Ihnen alles nichts,“ hörte Eberhardt schließlich mit bestimmtem Tone sagen, „der Bursche, der Tantelfritz, hat be-

wiesen, daß er in Ihrem Auftrag gehandelt habe, und Sie müssen mit uns dahin, wo er sich schon befindet, in's Gefängniß.“

Elftes Kapitel.

Böses wird Bösem vergolten.

Um den eben geschilderten Vorgang zu erklären, müssen wir um einige Stunden in der Zeit zurückgehen und uns nach dem Hause des Notars begeben, welcher in seinem Wohnzimmer sehr aufgeregt auf und nieder geht, während seine Tochter, das schöne Fräulein Eugenie, weinend in der Ecke eines eleganten Sophas sitzt.

„Das ist mein letztes Wort und dabei bleibts,“ rief der Notar, mit den Händen

heftig gestikulirend, und blieb vor seinem verwöhnten Liebling stehen. „Habe ich darum gearbeitet, darum alle anderen Angelegenheiten in den Hintergrund gedrängt, darum alle Wechsel des Barons aufgekauft, darum mein Geld an diesen Mebejer verschwendet, daß nun, da ich mit übermenschlicher Anstrengung sieben gerade gemacht und diesen faulen Prozeß bis zur Aussicht auf Sieg gebracht habe, daß Du mir nun einen Strich durch die Rechnung machst, Du, für die ich dies Alles gethan habe? Es ist nicht möglich, nein es ist nicht möglich, es wäre wirklich zum Rasen werden!“

Die Stimme des Notars vibrirte vor Wuth; aber er gewann bald die Herrschaft über sich selbst und beschloß, es in Güte zu versuchen. Er ließ sich neben seinem Töchterchen nieder und haßte nach ihrer Hand, die sie ihm jedoch immer entzog, so oft er sie erfassen wollte.

„Eugenie,“ schmeichelte er mit möglichst sanfter Stimme, „mein Liebling, mein Herzblatt, sei vernünftig. Es kann ja garnicht Dein Ernst sein, daß Du den Baron, der Dir doch noch vor wenigen Wochen so sehr gefiel, ausschlagen willst, um Dich an einen simplen Assessor wegzuwenden, an einen Menschen, der nicht einmal —“

„Schweig still, Papa, und sage nichts auf den Assessor,“ rief das hübsche Mädchen, mit den zierlichen Füßen den Teppich stampfend, „der Assessor ist mein Bräutigam, und wenn Du nicht in meine Heirath willst, so werde ich mich von ihm entfernen lassen und Du kannst dann in Deinen alten Tagen allein bleiben,



„Ich will nicht.“ (Mit Text auf Seite 88.)

und wenn Du krank wirst, Dich im Hospital pflegen lassen."

Der Notar biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten; in diesem Augenblick sah er wohl ein, daß er sein Kind durch seine thörichte Liebe gänzlich verdorben habe, aber es war zu spät. Er kannte Eugeniens Trostloß, der nicht so leicht von einem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen war. Aber der Gedanke, daß all seine Mühe umsonst gewesen sei, machte ihn rasend. Von Natur zum Zähzorn neigend, ließ er sich von seiner Aufwallung hinreißen und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Lampe klirrte.

"Ich werde Dich zwingen, ungerathenes Kind," schrie er wüthend, indem er auf Eugenie zuschritt. Diese wich nicht von der Stelle, ihr kalter Blick, ihre verächtliche Ruhe entwarfnete seine Wuth.

"Du vergißt Dich, Papa," sagte sie achselzuckend und ging auf die Thür ihres Schlafzimmers zu, hinter welcher sie verschwand, nicht ohne von Innen den Riegel vorzuschieben. Taubert warf sich, vor Wuth laut aufschreiend, in einen Sessel und blieb wohl eine Stunde regungslos in demselben sitzen, während er dumpf von sich hinbrütete. Dann stand er auf und blickte voll Grimm um sich.

"Diesmal werde ich doch meinen Willen durchsetzen," murmelte er, "dieser Bettler, dieser Professor soll fühlen, was ich vermag, wenn Jemand meine Pläne kreuzt. Der Prozeß gegen den Baron muß gewonnen werden, Eugenie muß ihn heirathen, ich will nicht umsonst gearbeitet haben."

Während dieses Selbstgesprächs hatte er sein Schlafzimmer erreicht; nun kleidete er sich aus und legte sich zur Ruhe. Aber diese schien ihm nicht bestimmt zu sein. Schlaflos wälzte er sich auf seinem Lager umher und etwa um Mitternacht erhob er sich wieder, zog seinen alten Schlafrock an und beschloß, ein wenig zu arbeiten, wie er es immer that, wenn er, was öfter vorkam, nicht schlafen konnte. Langsam schritt er durch eine Reihe von Zimmern nach dem Bureau, von welchem aus, wie wir wissen, eine Wendeltreppe nach seinem Allerheiligsten führte. Plötzlich blieb er stehen. Wie seltsam er doch aufgeregter war, er hätte schwören mögen, über sich das Geräusch eines jeltfam klirrenden Eisens gehört zu haben.

"Ich werde auf meine alten Tage nervös," flüsterete er sich selbst zu, "ich muß mit meinen Geschäften bald ein Ende machen und mich auf das Land zurückziehen. Geld genug habe ich ja zusammengescharrt, um — was ist das? Nein, nein, das ist keine Täuschung — ein Dieb, es ist ein Dieb, man bestiehlt mich — doch still, ich muß ihn überraschen."

Der Notar dachte in diesem Augenblick nicht daran, daß es für ihn gefährlich sei, dem Einbrecher, oder es waren vielleicht deren mehrere, allein gegenüberzutreten; er ergriff einen eisernen Feuerhaken, der vor dem Kamin lag, duckte sich auf die Stufen der Wendeltreppe nieder und begann dieselben, einem Raubthier gleich, hinaufzukriechen. Er hörte deutlich, wie die Thür des Geldschrankes dem Drängen eines klirrenden Eisens nachgab, wie eine fremde Hand unter dem Inhalt seiner Kasse wühlte, er faßte den Eisenstiel fester, sprang aus seiner gebückten Stellung auf und stürzte mit dem Geschrei: "Nieder mit dem Dieb" die Treppe hinauf. Aber noch ehe er zum Schlosse ausholen konnte, hatte sich eine dunkle Gestalt auf ihn geworfen, zwei kraftvolle Arme umspannten ihn und nun entstand in der Nähe der Wendeltreppe ein wüthender Ringkampf. Beide Gegner kämpften schweigend und mit großer Erbitterung, Jeder von ihnen fühlte, daß es sich um sein Leben handele. Der

Notar wurde von dem Einbrecher so furchtbar zusammengepreßt, daß er kaum Athem zu holen vermochte und dem Ersticken nahe war; aber auch er umspannte mit beiden Händen den Hals seines Gegners und würgte ihn.

"Laß los," gurgelte der Verbrecher, welcher kein Anderer, als der Tantelfritz war, mit ungeheurer Anstrengung hervor, "laß los oder wir fahren Beide zum Teufel."

Statt aller Antwort jedoch preßte der Notar, der einen Vortheil errungen zu haben glaubte, die Halsmuskeln seines nächtlichen Besuchers nur noch fester zusammen; schon unterließ eine blaurothe Färbung das Gesicht des Tantelfritzes, schon triumphirte Taubert über seinen vermeintlichen Sieg, als eine unerwartete Wendung des Kampfes eintrat. Mit der letzten Kraft der Verzweiflung drängte der Einbrecher dicht an den Rand der Treppe hin und ehe der Notar ahnte, was seine Absicht war, warf er sich, seinen Gegner fest umklammernd und in Folge dessen mit sich reißend, die eiserne Treppe herab. Ein fürchterlicher Aufschrei aus dem Munde Tauberts gellte durch das Haus; dann lagen Beide mit gebrochenen Gliedern blutüberströmt am Fuße der Wendeltreppe. Der Hülfeschrei des Herabstürzenden hatte die Diensthofen alarmirt, dieselben kamen jetzt herbei und holten, als sie sahen, was geschehen war, sofort Aerzte und die Polizei.

Der Notar war bewußtlos, er hatte nach Aussage der Aerzte einen Schädelbruch erlitten, der ihn entweder tödten oder für immer seines Verstandes berauben mußte. Bei Weitem besser war der Tantelfritz weggekommen, wenn schon auch er einen Arm- und Beinbruch erlitten hatte. Als man ihn aufhob, um ihn nach dem Gefängniß-Hospital zu bringen, ergoß sich aus seinem Munde eine Fluth von Schimpfworten.

"Der Teufel hole den Kammerdiener und seinen verdammten Auftrag," stöhnte er, "hätte mir der Geizhals baares Geld gegeben, statt mich in diese Falle zu schicken, ich wäre jetzt auf dem Wege nach Amerika und läge nicht mit zerbrochenen Gliedern und der Aussicht auf lebenslängliche Pension im schwarzen Hotel hier. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich den Schuft, der mich hierher geschickt, damit man mir den Schädel einschlägt, nicht angebe. Die Kanonenwirthin hat ihn oft gesehen und wird beweisen, daß er mir den Auftrag gegeben hat, und dann habe ich ja auch noch einen Brief von ihm in den Händen; es ist doch wenigstens hübsch, wenn man nicht allein zur Hölle fährt. Herr Kriminalkommissarius, ich will Ihnen ein Geständniß machen, das Sie nicht wenig überraschen soll."

Und der Verbrecher berichtete dem Beamten, wer ihn zu dem Einbruch gedungen und daß es auf ein Paket Papiere abgesehen gewesen sei, die er jedoch nicht gefunden habe.

Der Kommissarius beschloß daher sofortige Verhaftung des Kammerdieners, die noch gegen Morgen erfolgte. Vorher durchsuchte er den Geldschrank des Notars nach den bezeichneten Papieren, doch auch er vermochte sie nicht zu entdecken.

Wo waren die Dokumente hingekommen, welche die Ansprüche Eberhardts auf die Millionenerbschaft beweisen sollten? Sie waren fort — verschwunden — auf räthselhafte Weise der Gewalt des Mannes entrückt, der sie zu eigenen schnöden Zwecken hatte mißbrauchen wollen.

Zwölftes Kapitel. Roths Blut.

Der Morgen graute, ein trüber, regnerischer Tag brach an. Die Sonne wollte nicht hinter den Wolken hervorbrechen, es war, als zögere

sie, einem Austritt ihr Licht zu spenden, der sich in aller Stille auf einem von Tannen dicht eingeschlossenen Plage in der Nähe der Stadt vorbereitete.

Der Leser wird sich erinnern, daß der Freiherr von Ahlfeldt in derselben Nacht, in welcher das Duell zwischen ihm und dem Grafen Sand beschlossen war, an Erich von Ristow geschrieben hatte und diesen gebeten, ihm bei dem bevorstehenden Zweikampfe zu sekundiren. Dieser Brief hatte den Baron nicht mehr auf seinem Gute Falkenau angetroffen, da dieser ja indeß mit seinem Inspektor Haselmann nach der Stadt gekommen war, um energische Maßregeln in dem ihn bedrohenden Prozeße zu ergreifen. Natürlich hatte er seinen künftigen Schwiegervater sofort von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt und wenige Stunden nachher saß der Freiherr ihm in seinem Boudoir gegenüber und trug ihm jetzt persönlich seine Bitte in Betreff des Duells vor.

Erich beschwor den alten Herrn, von seinem Vorhaben abzustehen; er bat ihn flehentlich, ihm zu erlauben, für ihn einzutreten, da Graf Sand jünger als der Freiherr und als ein trefflicher Pistolenschütze bekannt sei. Aber der Freiherr schüttelte den Kopf, ein jugentliches Feuer sprühte aus seinen Augen und er erwiderte: "Glauben Sie, mein Sohn, daß man jemals zu alt wird, um seine Ehre zu vertheidigen? Nein, ich werde selbst diesen Zweikampf ausfechten, ich werde meinen unglücklichen Sohn rächen an dem Manne, der ihn in den schimpflichen Tod getrieben hat, meine Hand wird nicht zittern, ich werde ruhig bleiben, verlassen Sie sich darauf. Und sollte mir ein Unglück zustoßen," setzte er leiser hinzu und seine Stimme bebte, "dann weiß ich ja, daß Sie meine Melanie schützen werden vor allen Gefahren, mit welchen das feindselige Leben eine Weise bedroht, dann weiß ich ja, daß ich mit der Ueberzeugung sterben kann, daß Du, mein Sohn, mein Kind glücklich machen wirst."

Der Greis streckte dem Jüngling beide Hände entgegen, die dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte, indem er sagte: "Das schwöre ich Dir, Vater, und Gott im Himmel höre meinen Schwur und bestrafe den Meineid." Die beiden Männer umarmten sich so weigend und hielten sich eine Zeit lang fest umschlungen.

Dann erzählte Erich dem Freiherrn von der Verhaftung seines Kammerdieners; er sprach die Vermuthung aus, daß Robert ihn fortgesetzt schändlich hintergangen und bestohlen habe. Er berichtete dem Freiherrn auch von Eberhardts Einkehr in sein Haus, von Emiliens wunderbarer Rettung, und während er noch all diese Neuigkeiten dem erstaunten Freiherrn mittheilte, trat Haselmann mit Eberhardt ein.

Der Letztere hatte den Inspektor um Rath gebeten, was er in der Angelegenheit, die seine Theilnahme am Duell betraf, thun solle, und der Inspektor wollte nicht, ohne Erich gefragt zu haben, eine Antwort geben. Erich entschied dafür, daß Eberhardt unter allen Umständen, wozu er sich einmal verpflichtet, durchführen müsse und unterwies ihn in den nothwendigen Bestimmungen, die er als Sekundant treffen müsse. — — — — —

Graf Sand und Eberhardt befanden sich zuerst auf dem Plage, es fehlten noch fünf Minuten an 5 Uhr, der verabredeten Stunde des Duells. Der Graf war noch bleicher, als gewöhnlich, er war sehr wortkarg und untersuchte in augenscheinlicher nervöser Aufregung die Pistolen, die er einem eleganten Lederkästchen entnahm.

(Schluß folgt.)

Napoleon d. Gr. als Kleiner.

Von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Interessant ist es, die Kindheit eines bedeutenden Menschen zu betrachten, den Samen und die Keime in der Seele der Kinder aufzusuchen, aus denen später die großen Thaten des reifen Mannesalters sich entwickelten.

Der vor Kurzem verstorbene französische Generalstabsoffizier Th. Jung giebt in einem in seinen letzten Lebensjahren veröffentlichten Werk „Bonaparte et son temps 1769—1799“ einige interessante Details in Bezug auf die Geschichte der Jugendjahre des großen Napoleon, die bis dahin weiteren Kreisen noch nicht bekannt gewesen waren.

Der erste Kaiser der Franzosen stammte aus dem alten genuesischen Adelsgeschlecht der Bonaparte's, das noch zur Zeit, als Korsika zu Genua gehörte, nach dieser Insel auswanderte. Korsisches Blut kam erst durch die Mutter Napoleons, die stolze und schöne Lätitia Ramolini, in die Familie. Der Vater, Carlo Bonaparte, wurde in die politischen Unruhen, welche sich auf Korsika nach dem Verkauf der Insel an Frankreich erhoben, verwickelt und mußte deshalb nochmals seinen Wohnsitz wechseln.

In dieser Zeit nun war es, daß ihm zwei Söhne geboren wurden, der eine am 7. Januar 1768 in Corte und der andere am 15. August 1769 in Ajaccio. Beide Kinder wurden auf den Namen „Joseph Napoleon“ getauft. Der eine dieser beiden Söhne Carlo Bonaparte's ist der nachmalige König von Neapel und Spanien, Joseph Bonaparte, und der andere ist der spätere Napoleon I., Kaiser der Franzosen. Es ist aber nie mit voller Sicherheit ermittelt worden, welchem von Beiden der 7. Januar 1768 und welchem der 15. August 1769 als Datum der Geburt angehört. Offiziell hat allerdings immer der 15. August als Napoleonsstag gegolten, und Napoleon selbst hat stets das Jahr 1769 als sein Geburtsjahr bezeichnet. Einen Zweifel an der Richtigkeit dieser Angabe erregt aber der eigenthümliche Umstand, daß der Kaiser die wichtigsten Beweismittel, welche den besten Aufschluß in dieser Angelegenheit hätten geben können, vernichten ließ. Deshalb hat es auch nie an solchen gefehlt, welche behaupteten, Napoleon sei im Jahre 1768 geboren und er habe sich, weil erst im Laufe dieses Jahres Korsika an Frankreich kam, lediglich aus diesem Grunde ein Jahr jünger gemacht, um als Vollfranzose zu gelten. Als eine Bestätigung dieser Ansicht kann ein Ausspruch Napoleons gelten, den er einst einem Hösling gegenüber that. Als dieser ihm nämlich das Compliment machte, daß er als ein geborener Italiener sich in so wunderbarer Weise in einen Franzosen verwandelt habe, lehnte Napoleon die Schmeichelei mit den Worten ab: „Sachez, monsieur, que je suis né Français.“ (Erfahren Sie, mein Herr, daß ich geborener Franzose bin.)

Ein anderer und, wie mir scheint, mehr natürlicher Grund, warum die Geburtstage der beiden Brüder vertauscht wurden, liegt in der folgenden Erklärung: Carlo Bonaparte, der eine große Familie hatte, lebte beständig in zerrütteten Vermögensverhältnissen. Im Jahre 1778 bemühte er sich in jeder Weise, für einen seiner Söhne einen Freiplatz in einer französischen Militärschule zu erlangen. Der gesetzlichen Bestimmung, daß der aufzunehmende Zögling das zehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben dürfe, entsprach jedoch nur der 1769 geborene Joseph, der aber damals wenig kriegerische Reigungen verrieth, vielmehr den

Wunsch äußerte, ein Geistlicher werden zu dürfen. Bei dem bereits im elften Lebensjahr stehenden, also 1768 geborenen Napoleon waren aber solche Reigungen in hohem Grade vorhanden, und so liegt es nahe, anzunehmen, daß sich der Vater, um den älteren Sohn in die Militärschule zu bringen, den Betrug erlaubt habe, die Taufscheine seiner beiden Söhne zu vertauschen. Dieser Tausch konnte um so leichter geschehen, als beide Brüder, wie schon erwähnt, auf den Namen „Joseph Napoleon“ getauft waren, und als überdies der ältere Napoleon in Folge von Kränklichkeit im Wachsen zurückgeblieben war.

Ebenso unsicher, wie mit dem Geburtsjahr, steht es mit dem Namen des Kaisers.

Die echte, italienische Form ist Nabulione; doch findet sich auch Napolione, Napoleone und Napoloeone. Die Franzosen sprachen das Nabulione gewöhnlich Napolione aus, und daraus machten die Zöglinge der Militärschule von Brienne für ihren Mitschüler den Spitznamen „La Paille-au-nez“ (das Stroh auf der Nase), mit welchem sie ihn zu necken pflegten.

Um den Namen Napoleon zu erklären, kann man annehmen, daß der Name eines katholischen Heiligen, welcher Neopolus lautet, durch das italienische Patris in Napoleon entstellte wurde. Wie wenig sich indessen die Franzosen über die Etymologie des Namens ihres großen Kaisers klar waren, geht daraus hervor, daß auf der ihm zu Ehren errichteten Vendôme-Säule der lateinische Dativ Neapolio figurirte, welcher von dem Namen der Stadt Neapel abgeleitet zu sein scheint.

Die Erziehung des späteren Weltbewinners war in seiner Kindheit eine sehr mangelhafte. Er selbst sagte darüber während seiner Gefangenschaft auf St. Helena: „Sie sei erbärmlich, wie Alles auf Korsika, gewesen.“ Das Bild, welches er von sich selbst in dieser Periode entwirft, ist nichts weniger, als anziehend. Er schildert sich als ein häßliches, mageres Kind von bleicher Gesichtsfarbe, dabei voll von Zähjorn und Unruhe. Er sei wild wie eine Katze gewesen, habe gebissen und gekrätzt, Niemanden gefürchtet und seine faulsten Geschwister und Spielfkameraden arg tyrannisiert und nicht selten weidlich zerblaut.

Was Napoleon als „Kleiner“ in der ersten Kindheit lernte, ist kaum der Rede werth. In einer Mädchenschule lernte er die Anfänge seiner Muttersprache, das Italienische; im Katechismus unterrichtete ihn sein Großoheim Lucian, im Schreiben sein Oheim Fesch.

Der Vater war eine leichtsinnige, oberflächliche Natur und kümmerte sich wenig um die Erziehung seiner Kinder. Die Mutter, welche trotz ihrer großen Zärtlichkeit sehr streng gegen ihre Kinder war, besaß wohl die nöthige Autorität, aber sie konnte dieselben nichts lehren, weil sie bei all' ihrer sonstigen Vortrefflichkeit doch eine ungebildete Frau war. Uebrigens hatte sie auch zuviel in der Haushaltung zu thun, als daß sie sich in aus reichendem Maße hätte mit ihren zahlreichen Sprößlingen beschäftigen können.

So war es denn natürlich, daß der kleine Napoleon ein rechter Wildfang wurde, mit zerfetzten Kleidern, wirrem Haar auf der Straße oder im Grünen umherstrich und am liebsten die Gesellschaft korsischer Matrosen oder des Schäfers Bagnoli aufsuchte. Ein Glück für ihn war es, daß Carlo Bonaparte, Dank der Fürsprache des Gouverneurs der Insel Korsika, des Grafen Warbeuf, für seine beiden ältesten Söhne Freiplätze in der Schule zu Autun erhielt. Am 15. Dezember 1778 trennte sich die Familie Bonaparte zum ersten Male und sie sollte sich später nie wieder in der alten Weise zusammenfinden. Carlo verließ mit seinen Söhnen Napoleon und Joseph Ajaccio und

schiffte sich mit ihnen nach Marseille ein. Am 1. Januar 1779 begann Napoleon seinen Kursus in der Schule von Autun. Es war dies eine von Geistlichen geleitete Elementarschule, welche die Kinder zur Aufnahme in eine Mittelschule befähigte. Der erste Kursus wurde vom Abbe Chardon geleitet, welcher später von dem kleinen Napoleon folgendes Bild entwarf: „Der Knabe hatte einen düsteren und nachdenklichen Charakter. Er schloß sich an Niemand in der Schule an, suchte keine Vergnügungen auf und liebte bei seinen Spaziergängen die Einsamkeit. Seine Anlagen waren gut und sein Fassungsvermögen vortrefflich. Während des Unterrichts zeigte er die größte Aufmerksamkeit; wollte man aber prüfen, ob er das Vorgetragene auch verstanden und behalten habe, so war seine Aufmerksamkeit dahin, und auf etwaige Vorwürfe antwortete er in kaltem, fast herrischem Tone: „Ich weiß Alles!“

Zuerst ging man daran, den beiden Brüdern die französische Sprache beizubringen. Napoleon sprach das Französische schon nach einem Vierteljahr ganz gut. Doch blieb seine Kenntniß der Grammatik zeitlebens mangelhaft und noch als Offizier beging er orthographische Fehler im Schreiben. Seine Ausbildung war nicht nur hier, sondern auch später eine sehr mangelhafte in Anbetracht seiner glänzenden Anlagen und der großen Gedanken, welche sich in diesem Kopfe kreuzen mochten, in dessen Chaos Niemand eine methodische Ordnung brachte.

Einsam, wie er später als Mann auf seiner Höhe da stand, ebenso einsam und auf sich selbst angewiesen lebte der Knabe inmitten seiner Schulkameraden. Verschlossenheit war einer seiner auffallendsten Charakterzüge. Etwas mochte dazu wohl auch sein unansehnliches, ja häßliches Aeußere beitragen. Mit dem großen Kopfe auf seinem kleinen Körper hatte er das Aussehen eines Gnomen; dazu kam noch seine korsische Abkunft, die ihm nichts weniger, als zur Empfehlung diente, und sein komisch klingender Vorname. Man verspottete ihn, und stolz lehrte er seinen Mitschülern den Rücken und zog sich auf sich selbst zurück. Wenn ihn aber Jemand in irgend einer Weise angriff, so wußte er das stets in der verdienten Weise zu vergelten.

„Die Korsen sind alle Feiglinge!“ sagten eines Tages zu dem jungen Bonaparte einige seiner Mitschüler.

Dieser aber donnerte sie im Ton tiefster Verachtung an: „Wäret Ihr Franzosen nur vier gegen einen Korsen gewesen, Ihr hättet niemals unsere Insel erobert; so aber wäret Ihr Zehn gegen Einen!“

Am 24. April 1779 verließ er die Schule von Autun schon wieder und trat in die Militärschule zu Brienne ein, für welche ihm sein Vater einen Freiplatz erwirkt hatte. Die Kenntnisse, welche er hierher mitbrachte, waren allerdings gering; aber seine Seele war schon damals voll Stolz und Menschenverachtung. Alles an dieser Schule, die ebenfalls von Mönchen geleitet wurde, war noch mehr als zu Autun dazu angethan, diese beiden hervorstechenden Eigenschaften seines Charakters zu verstärken und seinen Hang zur Isolirung zu steigern. Diese Schule wurde von 120 theils zahlenden, theils vom Staat erhaltenen Zöglingen besucht und bezweckte die militärische Ausbildung adeliger Knaben. Man kann sich die Lage des armen, unansehnlichen Korsenknaben inmitten dieser stolzen, übermüthigen Sprößlinge der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs denken. Die zehn- bis dreizehnjährigen kleinen Herzöge, Marquis, Grafen und Vicomtes sahen natürlich mit soweräner Verachtung auf den armen Napoleon herab, der keiner jener noblen Passionen fröhnen konnte, welche Jene, von Hause mit Taschengeldern

Das Waldhorn.

Eine nächtliche Musikgeschichte in zwölf Bildern.



Hannemann leidet an Schlaflosigkeit und um nicht nächtlichen Ruhestörungen ausgesetzt zu sein, mietet er sich eine Wohnung in einem polizeilich unbewohnten Hause.



Herr Pannemann ist Musikliebhaber und bläst das Waldhorn. Er wird zufällig Hannemann's Nachbar. Hier pflegt er nun mit Inbrunst seiner Muse.



Nachdem Hannemann's Klopfen und Tosen vergeblich gewesen, erfindet dieser einen teuflischen Plan um seinen unliebhaften Nachbar zum Schweigen zu bringen.



Pannemann fällt vor Schreck nieder und glaubt, nachdem er wieder zu sich gekommen, nicht anders, als daß sich nebenan Jemand erschossen habe. Schnell läuft er zur Polizei.



Hannemann horcht nun an der Thür, bis sein Nachbar sich entfernt hat.



Darauf eilt er in dessen Zimmer und läßt soviel Stearin von seinem Lichte in das Waldhorn laufen, bis dasselbe total verstopft ist, legt sich dann wieder in sein Bett und stellt sich schlafend.



Beim Erscheinen des Polizeibeamten und des Nachtwächters stellt sich Hannemann höchlichst verwundert und will, als man ihn fragte, ob er sich vielleicht erschossen habe, die Sache auf einen schlechten Scherz seitens seines Nachbarn zurückführen.



Währenddem greift Pannemann wieder zu seinem geliebten Horn, welches aber keine Luft mehr hat. Da die Ursache jedoch bald entdeckt ist, bemüht er sich, demselben wieder die erforderliche Oeffnung zu verschaffen, aber er hat Unglück und das Waldhorn schmilzt entzwei.



Pannemann's Seele schreit nach Rache! Da er hört, daß sein Nachbar ein Loch durch die Wand bohrt, wahrscheinlich, um die Wirkung seines schlechten Wikes zu sehen, beschließt er, nun auch seinerseits einen solchen zu riskiren.



Er schlingt sich ein Tuch um den Hals und thut, als wenn er sich erhängen will, lacht sich aber in's Häufchen.



In der That glaubt Hannemann, Pannemann habe sich aus Verzweiflung um sein geliebtes Waldhorn aufgehängt, er eilt deshalb in seines Nachbars Zimmer, um diesen so schnell als möglich abzuschneiden.



Groß ist das Erstaunen Beider, sich hier als Nachbarn und alte Freunde wiederzufinden. Man verspricht, sich nie wieder gegenseitig zu stören. Hannemann will Pannemann ein neues Waldhorn kaufen, und Ende gut, Alles gut!



Ausbruch zur Jagd. (Mit Text auf Seite 88.)

reich ausgestattet, sich erlauben durften. Während er in Lutun doch wenigstens noch seinen Bruder Joseph gehabt hatte, war er in Brienne ganz verlassen. Diese jungen Montmorency's, Castries und wie sie Alle heißen, seine hochmüthigen, jungen Kameraden, bewiesen ihm kein anderes Interesse, als daß sie ihn hin und wieder verspotteten und ihn „Paille-au-nez“ oder auch „Huiffierssohn“ schalteten. Er seinerseits bemühte sich, diese Neckereien mit herzlicher, offen gezeigter Beachtung zu vergelten. Einmal aber trieben sie es ihm doch zu arg, so daß er unter dem 5. April 1780 an seinen Vater einen Brief schrieb, in dem sich die seltene Energie und Selbstständigkeit des damals erst Zwölfjährigen schon deutlich verrieth. Es hieß in dem Briefe unter Andern: „Wenn Du mir nicht mehr Geld geben kannst, so nimm mich fort von hier; denn ich bin es herzlich satt, die Zügel des plumpen Witzes einiger vornehmen Feigel zu sein, welche vor mir nichts, als ihr Vermögen voraus haben, während dagegen nicht Einer von ihnen im Entferntesten die hochherzigen Gesinnungen hegt, die mich befeelen!“ Natürlich hatte diese Epistel nicht den geringsten Erfolg, denn Carlo Bonaparte's finanzielle Lage war auch damals wie immer eine schlechte. Napoleon mußte also ausharren und hatte somit weiter Gelegenheit, seinen Stolz und seinen Hang für die Einsamkeit zu vermehren und zu befestigen.

Nach der Abolvierung der Militärschule galt es, sich für eine bestimmte Waffe zu entscheiden. Seine Neigung sowohl, wie auch sein Abgangszeugniß wiesen ihn auf den Dienst in der Marine hin. Letzteres hob seine Vorzüglichkeit in der Mathematik, Geographie und Geschichte, dagegen seine Schwäche im Latein und in den körperlichen Übungen hervor und bemerkte, er versprache ein ausgezeichnetes Seemann zu werden. Verschiedene Umstände aber vereitelten die Erfüllung seines Wunsches, welche der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts sicherlich eine ganz andere Gestalt gegeben hätte. Bei der ersten Bewerbung um einen Platz in der Marine drang nämlich Napoleon nicht durch und er mußte daher noch in Brienne bleiben. Als später sein jüngerer Bruder Lucian sich um eine Freistelle in Brienne bewarb, ward ihm diese unter der Bedingung bewilligt, daß der ältere Bruder der Marine entsage und zuvor die Schule in Brienne verlasse. So blieb ihm nur noch der Dienst in der Landarmee übrig. Von der Kavallerie, welche schon damals die Domäne des reichen Adels war, wollte er nichts wissen; für den Dienst in der Infanterie hatte er keine Neigung, und so waren nur noch das Geniewesen und die Artillerie in Betracht zu ziehen. Er entschloß sich nun endlich für die Artillerie. Das Dekret, welches „Napoleon de Bonaparte“ einen Freiplatz in der königl. Artillerie- und Kadettenschule verlieh, wurde am 22. Oktober 1784 von Ludwig XVI. unterzeichnet und schon am folgenden Tage trat der junge Kadett in dieselbe ein. Sein Charakter, wie er sich später zum Nachtheile vieler erwies, war schon damals bei dem sechszehnjährigen Kadetten vollständig entwickelt. Sein letzter Examinator, der ein in nicht geringem Grade scharfblickender Mann gewesen sein muß, schrieb dem Abiturienten in das Zeugniß: „Charakter herrschüchtig, gebieterisch und unbeugsam.“ Schon am 1. September 1785 erhielt Napoleon das Dekret der Ernennung zum Unterlieutenant im Artillerieregiment La Fère zu Valence, und am 29. Oktober desselben Jahres verließ er die Kadettenschule, um ins Regiment einzutreten. Von allen seinen Mitschülern erlangte später nur einer eine historische Bedeutung. Es war dies Davoust, Napoleons Marschall und später

Herzog von Cambril. Neben seinen dienstlichen Beschäftigungen widmete sich der Lieutenant Bonaparte schriftstellerischen Arbeiten, die allerdings keinen großen Werth haben. Er schrieb eine Geschichte von Korsika, eine orientalische Erzählung: „Le masque prophète“, einige Abhandlungen politischen Inhalts, und machte sich sogar an den Entwurf eines Romans und einer Tragödie, deren Held Graf Esfer werden sollte. In seinen politischen Arbeiten sprach er viel von der Tyrannei der Könige und erörterte vielfach die Frage, woher denn eigentlich den Königen ihre Gewalt komme? — Gewiß ein sonderbares Thema für einen königlichen Offizier! Doch die Revolution lag schon damals gleichsam in der Luft. Als dieselbe ausbrach, theilte sich Napoleon leidenschaftlich an der stärker und stärker werdenden Bewegung, damals wohl noch nicht ahnend, daß er selbst eines Tages ihre Früchte vernichten und sich zum Selbstherrscher über Frankreich und die halbe Welt machen würde.

Vermißt.

Erzählung von Gerhard Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine schöne Pflicht der Menschlichkeit, welche die Gartenlaube dadurch erfüllt, daß sie in jeder ihrer Nummern eine Liste der Vermißten bringt. Wie manche Thräne ist auf diese Weise schon getrocknet worden, wie oft hat ein herrlicher Erfolg diese edle Bemühung gekrönt, und wo dies auch nicht der Fall war, so ist doch in manchen Mutterherz die Hoffnung eingezogen, und die Hoffnung, unser bestes Gut, giebt lindernden Balsam in die Wunden, welche das grausame Schicksal nur zu oft uns schlägt. Die Liste der Vermißten! Wen erfüllte der Gedanke, der sich an diese Worte knüpft, nicht mit aufrichtiger Trauer und Besorgniß. Da sind sie hinaus gezogen, kräftige Männer oder halbwüchsige Knaben, bald von edlem Eifer, in der Ferne das Glück zu erjagen, erfüllt, bald von abenteuerlichen Plänen verführt — sie sind hinaus gezogen über die Meere in ferne Länder, sie haben sich losgerissen von Allem, was ihnen lieb und theuer war; aber Alle erhofften eine Wiederkehr und wie Wenigen ist sie beschieden. Da bangen die greisen Eltern daheim um das Geschick des Sohnes, da warten sie von Tag zu Tag auf seine Wiederkehr, während seine Knochen vielleicht schon lange in einem Urwalde Amerikas bleichen, da harret die Braut sehnuchtsvoll des Briefes, der sie an die Seite des Geliebten nach dem Kamerungebiet berufen soll, und zur selben Zeit ist der brave Pionier des Fortschritts dem Fieber erlegen und seine Freunde haben ihn in der fremden Erde begraben. Wo sind sie alle geblieben, die Vermißten, deren Namen immer und immer wieder in den Zeitungsspalten auftauchen? Sie können nicht unter legalen Verhältnissen zu Grunde gegangen sein, sonst wären ihre Verwandten wohl von den Behörden benachrichtigt worden, denn eine gewisse Ordnung herrscht überall, und überall giebt es gute Menschen, die den Wunsch eines Sterbenden erfüllen.

Nun, wo bleiben denn die Tausende, welche verschwunden, ohne daß eine Spur von ihnen aufgefunden wird? Wir müssen darauf antworten: Der Zufall rafft sie hinweg — und das Verbrechen. Da wird in Gerichtshöfen der leblose Körper eines Unglücklichen gebracht, den man ermordet im Walde oder ertränkt im Flusse gefunden. Der Mörder wird vielleicht ermittelt und bestraft; aber selten stellt es sich heraus, wer das unglückliche Opfer der

Blutthat gewesen, denn man hat keine Papiere bei der Leiche gefunden, es war eben — ein Heimathloser!

Die nachfolgende Geschichte, welche dem Vorzug der strengsten Wahrheit hat und sich vor geraumer Zeit in Virginien ereignete, zeigt einen der interessantesten Fälle dieser Art. Man urtheile selbst und man wird zugestehen müssen, daß wir kein Recht haben, über „abergläubische Gemüther“ zu lächeln, die an ein Fatum, an eine Vorbestimmung glauben.

In dem gebirgigen Theile Virginien's hatte sich zur Zeit der ersten Ansiedelungen ein Mann, Namens Schmit, mit seiner Familie niedergelassen, ausgedehnte Ländereien angekauft und inmitten der Wildniß ein schönes, bequemes Bohnhaus errichtet. Weder er, noch seine Frau sollten jedoch sich lange des Besitzes dieser neugegründeten Heimath erfreuen. Ein zartes, schlankes Weib, gewöhnt an die Behaglichkeit eines civilisirten Lebens, konnte sie den Aufenthalt in dieser Einöde nicht ertragen, kränkelte und starb. Wenige Jahre darauf folgte ihr der Gatte nach und ließ so seinen einzigen zweiundzwanzigjährigen Sohn James als alleinigen Erben seiner bedeutenden Besitzthümer zurück, dessen schwache, der Mutter ähnliche Konstitution jedoch auch nur eine kurze Lebensdauer zu verheißen schien. Freunde, welche aus entfernteren Gegenden kamen, riefen ihm deshalb, seine Ländereien zu verkaufen und wieder einen Aufenthaltsort zu wählen, der seinem Geschmac und Neigungen angemessen sei. James Schmit schenkte jenen Vorschlägen ein williges Gehör, und sobald seine Absichten in der Umgegend bekannt wurden, fanden sich zahlreiche Kauflustige ein. Dennoch waren bereits mehrere Monate vergangen, ohne daß die schwebenden Verhandlungen zum Abschluß gekommen, und James Schmit lebte einsam in seinem großen Hause, nur auf die Gesellschaft eines bei ihm wohnenden Betters und seiner aus Regern bestehenden Dienerschaft beschränkt.

Dieser Better, einige Jahre älter als James, war fast in allen Dingen das Gegentheil von ihm. William Schmit erfreute sich der besten Gesundheit, war groß und kräftig, dagegen aber ebenso arm, als sein Better reich war. Von heftigen, ungezügelter Leidenschaften, hatte er nach dem Tode seines Vaters, eines Bruders des verstorbenen Herrn Schmit, sein kleines Erbe verschwendet und dann unbedenklich die Einladung des Dinkels angenommen und fortan in dem Hause desselben gelebt. Die herzliche Behandlung, welche ihm dort von Vater und Sohn zu Theil wurde, wäre wohl geeignet gewesen, jedes nicht ganz verhärtete Herz zur tiefsten Dankbarkeit zu bewegen. William Schmit aber war eine jener kalten selbstfüchtigen Naturen, die keines edleren Gefühles fähig sind und solche Regungen ebenso wenig bei Anderen zu schätzen wissen, vielmehr stets geneigt sind, jeder edlen Handlung unlautere Beweggründe unterzulegen. Neidisch und habüchtig, erregte der Tod seines Dinkels kein anderes Bedauern in ihm, als daß er nicht dessen Erbe sei, und mit Haß blickte er auf die schwache, hinfällige Gestalt seines Betters, die er als die Schranke betrachtete, welche zwischen ihm und dem Besten eines bedeutenden Vermögens stand. Ein finsterner Geist nahm Besitz von seinem Herzen und ließ den Gedanken an Mord darin aufsteigen.

Während William seinen schwarzen Plänen nachhing, hatte der gute, arglose James keine Ahnung von dem, was in der Seele seines Betters vorging, kam ihm mit den Gesinnungen eines Bruders entgegen, fragte ihn in allen wichtigen Angelegenheiten um Rath und hatte stets die Absicht, ihn auf die umfassendste Weise an dem Genuße seines Vermögens Theil nehmen zu lassen.

Eines Tages erklärte James seinem Vetter, daß er Geschäfte bei einem ungefähr zwei Meilen entfernt wohnenden Nachbar habe und es vorzöge, da der Weg durch eine sumpfige, einem Pferde schwer zugängliche Gegend führe, die Strecke zu Fuß zurückzulegen. Er forderte William auf, ihn zu begleiten; dieser lehnte es jedoch unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen ab, und so begab sich der junge Mann allein auf den Weg, mit dem Versprechen, am Abend zurück zu sein.

Tag und Nacht verging und James Schmit kehrte nicht nach Hause zurück; ebensowenig kam er am nächsten und dem darauffolgenden Tage. Jetzt wurde die ganze Umgegend zur Aufklärung des Geheimnisses aufgeboten, und wirklich fand man den todten Körper des Vermissten in einem Sumpfe, der ungefähr zehn Schritt von dem durch dichtes Gebüsch führenden Fußpfad entfernt war. Eine Kugel hatte ihm das Hirn zermettert, damit aber noch nicht zufrieden, hatte ihm der Mörder einen Messerstich in die Brust versetzt und das Gesicht durch Messerstücke bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Trotzdem behaupteten die Neger, in der Gestalt und Kleidung des Ermordeten ihren Herrn zu erkennen, und hätte man noch Zweifel erheben wollen, so wurden dieselben dadurch beseitigt, daß man in einem um den Leib geschnallten Ledergurt 18 Sovereigns vorfand, welche Jakob Pearl, der Nachbar, bei welchem James Schmit an jenem verhängnisvollen Nachmittage gewesen, als dieselben Münzen erkannte, mit denen er eine Schuld an ihn bezahlt hatte.

Nachdem auf diese Weise die Identität des aufgefundenen Leichnams mit James Schmit festgestellt war, erhob sich die Frage, durch wen und aus welchen Motiven er getödtet wurde? Der allgemeine Verdacht wandte sich bald auf den ohnehin wenig beliebten William, den man einer solchen That für fähig hielt und dem durch den Tod seines Veters ein bedeutender Gewinn erwuchs. Was man zuerst nur leise zu flüstern wagte, wurde bald lauter und lauter, ermunthigt durch die Aussagen der Neger, daß William an dem Nachmittage, wo James verschwunden, mit seinem Gewehr ausgegangen, erst am Abend zurückgekehrt sei, ein sehr feltames Benehmen an den Tag gelegt und mehrmals ängstlich gefragt habe, ob sein Vetter noch nicht zurückgekehrt. Außerdem habe er zu wiederholten Malen seine Hände gewaschen und etwas ins Feuer geworfen. Der Sherif sah sich endlich veranlaßt, von diesen immer stärker auftauchenden Gerüchten Notiz zu nehmen, William Schmit zu verhaften und in Anklagezustand zu versetzen.

Der Fall kam bei der kurz darauf stattfindenden Sitzung der Geschworenen zur Verhandlung, und niemals haben sich wohl bei einer Anklage so viele gravirende Umstände zusammenstellen lassen, als dies hier der Fall war. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang hatte sich William Schmit in einer ganz entgegengesetzten Richtung als sein Vetter vom Hause entfernt, war aber trotzdem eine Stunde später gesehen worden, wie er in der Nähe des Ortes, wo die grausvolle That geschehen, vorsichtig durch das Gebüsch schlich. Sein Gewehr zeigte bei genauerer Untersuchung Spuren von Blut, die aus dem Gehirn des Ermordeten geschnittene Kugel paßte, obwohl etwas breit gedrückt, genau in die Mündung desselben. Ein Messer, dessen Klinge rostig von Blut, wurde ebenfalls in seinem Bette versteckt gefunden. Blutspuren, von einer ungeübten Hand ausgewaschen, waren an den an jenem Tage von ihm getragenen Kleidern zu entdecken. Man zweifelte nicht mehr, daß er der Mörder sei, und nach einer Vertheidigung, an deren Wirkksamkeit der Anwalt selbst nicht

glaubte, wurde nach einer kurzen Berathung der Geschworenen einstimmig das Schuldig über ihn ausgesprochen.

Als die gewöhnliche Frage an den Angeklagten gerichtet wurde, ob er noch etwas zu sagen habe, erhob er sich und legte ein vollständiges Bekenntniß des begangenen Verbrechens ab. Er war in der Absicht ausgegangen, seinen Vetter zu tödten und sich auf diese Weise in den Besitz von dessen Vermögen zu setzen. Er hatte ihm im Gebüsch aufgelauert und als er in der Dunkelheit eine Gestalt daherkommen sah, welche er als James Schmit erkannte, seine Büchse auf ihn angelegt und ihm eine Kugel durch den Kopf geschossen. Obgleich der Schuß den Getroffenen augenblicklich leblos zu Boden streckte, stürzte er sich doch, der größeren Sicherheit halber, mit dem Messer auf ihn und brachte ihm einige Stiche in der Brust und dem Gesichte bei, letztere in der Absicht, die Züge unkenntlich zu machen. Hierauf schleppte er den Leichnam in den Morast, in welchem er gefunden worden.

Es war etwas Diabolisches in der Art, wie das Verbrechen ausgeführt, lag etwas eine so tiefe sittliche Verdorbenheit athmendes in der Erzählung desselben, daß in der Versammlung, obgleich sie meist aus rauhen Männern bestand, welche schon furchtbaren Scenen ins Auge geschaut, ein lautes Murren der Entrüstung hörbar wurde. Der Gefangene ließ sein Auge mit einem höhnischen, verächtlichen Ausdruck über den Zuhörerkreis schweifen, während der Vorsitzende zur Ordnung rief.

Es währte jedoch eine geraume Zeit, ehe sich das Toben der aufgeregten Menge gelegt hatte und jene Todtenstille eingetreten war, inmitten welcher sich der Richter erhob, um das Todesurtheil zu verlesen.

Raum hatte er jedoch die einleitenden Worte gesprochen, als die Thür des Gerichtssaales hastig geöffnet und der durch dieselbe Eintretende von den Zunächststehenden mit einem lauten Schreckensschrei begrüßt wurde. Der Richter hielt in seinem Vortrage inne, die ganze Versammlung, mit Einschluß des Angeklagten, wandte sich um, die Ursache der Aufregung zu entdecken. Ein junger Mann bahnte sich seinen Weg durch die Menge, welche zum Theil ängstlich vor ihm zurückwich, näherte sich dem Richter und beantwortete dessen Frage, wer er sei und aus welchem Grund er eine solche Störung veranlasse, mit den Worten: „Mein Name ist James Schmit.“

Wäre plötzlich eine Bombe inmitten des Gerichtssaales geplatzt, so hätte dies keine größere Sensation erregen können. Richter, Geschworene und Zuhörer befanden sich unter dem peinlichen Eindruck, als sei ihnen plötzlich eine Erscheinung aus der anderen Welt entgegengetreten, während der Angeklagte mit einem lauten Schrei leblos zur Erde sank. Es währte lange, ehe die Ruhe soweit wieder hergestellt, daß eine Vernehmung des sich unter dem Namen James Schmit einführenden stattfinden konnte. Er war es wirklich, der größte Theil der Anwesenden erkannte ihn; wie aber konnte er hier erscheinen, da man doch seinen Leichnam aufgefunden, sein Mörder durch die stärksten Beweise, wie durch eigenes Geständniß des Verbrechens überwiesen worden?

„Nachdem ich an jenem Tage,“ erzählte James Schmit, „mit Jakob Pearl mein Geschäft beendet, steckte ich die von ihm als Bezahlung einer Schuld empfangenen achtzehn Sovereigns in einen kleinen Lederbeutel zu mir und machte mich auf den Weg. In der Nähe des Morastes vermißte ich diesen Beutel, ging zurück, ihn zu suchen, fand ihn jedoch nicht und beschloß, da es bereits dunkel geworden, den Heimweg zu verfolgen und die

Nachforschungen auf den nächsten Tag zu verschieben. Im Vorwärtsschreiten wurde ich plötzlich durch den Ton eines Schusses erschreckt und sah etwa zehn Schritt von mir entfernt einen Mann getroffen zu Boden sinken und einen andern aus dem Gebüsch hervor mit geschwungenem Messer auf ihn zukürzen. Die Sinne vergingen mir und ich fand mich endlich in der Wohnung eines braven Farmers wieder, der mich am Wege gefunden, mit sich genommen und während eines heftigen Nervenfiebers gepflegt hatte. Wieder genesen, wollte ich nach Hause zurückkehren, hörte unterwegs, daß mein Vetter William beschuldigt wird, mich ermordet zu haben, und komme nun hierher, durch mein Erscheinen die Anklage zu entkräften.“

Wer aber war der Mann, der für James Schmit gehalten und als solcher ermordet worden war? Wie war derselbe in den Besitz jener Goldstücke gelangt? Das Geheimniß ist nie aufgeklärt worden und wird es niemals werden, und nur als Vermuthung stellt man auf, daß ein James Schmit in Figur und Kleidung ähnlicher Mann ihm folgte, das Geld fand und zu sich steckte, sich in dem Gebüsch verbarg, als der Eigenthümer des Geldes suchend an ihm vorüberging, dann hervortrat und in der Dunkelheit die für diesen bestimmte Kugel empfing.

Diese Vermuthung kann als eine bestimmte Thatsache angenommen werden. Der Unbekannte gehörte eben zu der großen Zahl derer, die ihre Heimath verlassen, um in dem fernem Lande von einem jähen Tode überrascht zu werden, so daß ihnen nicht Zeit bleibt, Namen, Heimath und Angehörige anzugeben. Er ist in Virginien's Erde verscharrt worden, das Opfer eines unseligen Mißverständnisses.

Vielleicht trauert auch um ihn daheim eine liebende Mutter. Sie wird nie erfahren, wo ihr Sohn gelieben ist, auch er steht auf der Liste der Vermissten. Und was würde auch dem armen Mutterherzen die traurige Gewißheit nützen, der Gedanke, daß ihr Sohn auf so entsetzliche Weise geendet, daß er von ruchloser Mörderhand in der Blüthe seiner Jahre umgebracht worden ist, würde diese Gewißheit die arme Mutter nicht tödten? So mag es oft besser sein, daß der Schleier des Geheimnisses, welches über der Christen manches Verschollenen liegt, nicht gelüftet wird, bleibt doch wenigstens in diesem Falle den Lieben in der Heimath die Hoffnung auf ein Wiedersehen.

Jetzt aber lag dem Gerichtshof eine verwickelte Frage zur Entscheidung vor. William Schmit war des Mordes an einem Mann angeklagt und überwiesen, der lebend und ungefährdet dastand. Konnte er dafür bestraft werden? Auf der andern Seite lag es klar am Tage, daß er einen andern Mord verübt hatte, und doch war er desselben weder geständig, noch konnte man die gegen ihn erhobenen Beweise auf diesen Fall übertragen. Die Rechtsgelehrten waren verschiedener Meinung, und der Richter befahl, William Schmit bis auf weitere Entscheidung in das Gefängniß zurückzuführen.

Der Tod überhob jedoch den Gerichtshof aller Verlegenheiten. Die Erschütterung, welche William Schmit erlitten, als er den Geist seines von ihm gemordeten Veters vor sich zu sehen glaubte, war zu stark gewesen. Zwar erholte er sich insoweit wieder, um mit dem eigentlichen Sachverhalt bekannt gemacht zu werden, aber während des ganzen Tages erschreckte ihn das geringste ungewohnte Geräusch und am nächsten Morgen fand man ihn todt in seinem Gefängnisse.

James Schmit überlebte die hier erzählten Vorgänge noch zehn Jahre.

„Ich will nicht.“ (Zu unserem Bilde auf Seite 81.) Klein-Mizchen tragt; sie habert mit der Welt, welche immer und immer nur Milchsuppen produziert. Heute ist's ihr endlich zu viel geworden, der Milchnapf wurde mit Entrüstung zur Seite gestoßen, und mit einem kategorischen: „Ich will nicht“ stellt sie sich auf den Standpunkt prinzipieller Opposition gegen alle weiteren Milchvorlagen. Nun, mit der Zeit dürfte sich Mizchen auch verfühnen lassen und sich wieder mit dem verschmähten Milchnapf befrenden.

Schlimme Folgen. Bei dem Unterrichte in der Gesundheitslehre hatte der Lehrer in der Schule zu G. hervorgehoben, daß man sich recht oft in freier Luft bewegen und dabei, um die Lungen recht lange frisch und gesund zu erhalten, recht tief einathmen müsse. Als in der nächsten Stunde erst einige Wiederholungsfragen gelhan wurden, fragte der Lehrer einen Knaben: „Was geschieht nämlich dann, wenn man in freier Luft recht tief Athem holt?“ Antwort: „Die Menschen plaken dann.“

Falsche Diagnose. Beobachten Sie, meine Herren, am Unterschenkel dieses Mannes die Düntheit der Haut und das bläuliche Durchschimmern der zahlreichen Krampfaderen. Wie lange ist das schon so schlimm, lieber Mann?“ Patient: „Wissen Sie, Herr Professor, das ist noch gar nicht so lange, das ist erst seit 4 paar Tagen, seit ich die neuen, blauen Strümpfe anhabte; das schlechte Zeug muß so abfärben.“

Mandeln. Eine Mutter äußerte im Beisein ihres vierjährigen Töchterchens, daß die ältere Schwester des letzteren die „Mandeln“ habe, das bekannte Halsübel. Sofort hat die Kleine: „Bitte, Mama, ich auch Mandeln.“

Kopfsarbeit. Philipp Thifneß erzählt folgende Anekdote von einem kleinen Negerknaben in Westindien. — Da sein Gebieter viel Verstand in ihm entdeckt hatte, sprach er oft zutraulich mit ihm, aber so oft er einen Fehler beging, gab er ihm einen Zettel, den er zum Aufseher der Pflanzung tragen sollte, und welchem er befahl, dem Knaben eine gewisse Anzahl Peitschenhiebe zu geben. Der Kleine hatte bemerkt, daß das öftere Tragen eines kleinen Papiers zum Aufseher immer schlimme Folgen für ihn habe, und fragte daher bei günstiger Gelegenheit seinen Herrn, warum nur zu gewissen Zeiten der Aufseher ihn so hart züchtige. Der Herr antwortete ihm, daß das Papier so und so zum Aufseher spreche, weil er träge sei und seine Arbeit vernachlässige. „Aber Gebieter,“ sagte der Knabe, „ich sehe Dich nie arbeiten.“ „Nicht mit den Händen, es ist wahr,“ sagte der Herr, „aber ich arbeite mit dem Kopfe, was eine viel beschwerlichere Arbeit ist als Deine.“ Das nächste Mal, als der Knabe wieder mit einem Zettel zum Aufseher geschickt wurde, warf er ihn weg, und da der Gebieter sich erkundigte, was jener gesagt habe, antwortet der Knabe: „Gar nichts, ich bin nicht zu ihm gegangen, weil ich diesmal auch mit meinem Kopfe gearbeitet habe.“

Gut rausgebissen. Ein gift- und gallfüchtigter Volksredner ereiferte sich in einem einmaligen Vaterlandsvereine dermaßen, daß ihm plötzlich die Stimme versagte und er die Rednerbühne verlassen mußte. Sein Nachfolger entschuldigte ihn mit folgenden Worten: „Mitbürger, den gebrühten Sprecher vor mir hat die „Stille Wuth“ überfallen.“

Homonym.

Bald ist's ein Mägdlein hübsch und fein,
Bald auf dem Land die Schönste fein;
Bald ist's ein Blümlein dort und hier,
Und schmückt des Gärtners Blumenrevier;
Bald ist's 'ne Krankheit, die sehr plagt,
Und fast die Lust zum Leben verjagt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Charade.

Flüchtig meine ersten Silben schwinden
In dem reißend wilden Strom der Zeit.
Meine Dritte nützt nur dann dem Blinden,
Wenn ein Andrer ihm die Augen leht.
Die entschwind'nen Ersten einst zu finden
In dem Ganzen, spät uns noch erfreut.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Buntes Allerlei.

Aus der Instruktionsstunde.

Originalzeichnung für unser Blatt.



Unteroffizier: „Na, Grenadier Lehmann, was muß also der sein, dem eine Leidenparade zukommt?“
Lehmann: „Todt muß er sein.“

Räthselhafte Inschrift.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Kann thun dem Hasen die Zähne weh?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Beide säumen.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Beamter am Kreisamt.

Ausbruch zur Jagd. (Zu unserem Bilde auf Seite 85.) Die Jagd ist in Indien das Vorrecht der vornehmen Eingeborenen und der Europäer, für welche sie eine der aufregendsten und zugleich gefahrvollsten Vergnügungen bildet. Gilt es doch dem Herrn des Dichters, dem Tiger. Ein Tiger, der einmal Menschenkost versuchte, greift nicht mehr zur thierischen Nahrung; er verläßt das Dickicht, zieht sich in die Nähe der Dörfer und

wird der Schrecken der Umgegend. Man bedient sich zur Jagd auf dieselben zumeist gezähmter Elephanten, da man mit Pferden, des dichten Unterholzes wegen, schwer oder nur langsam fortkommen würde. Der Führer, Mahout genannt, sitzt reitend auf dem Nacken des Thieres, der Jäger mit einem, höchstens zwei Begleitern befindet sich auf dem Rücken des Thieres. Der Sattel, Handa, hat einen viereckigen flachen Boden, der kein bequemes aufrechtes Sitzen erlaubt; rückwärts ist das Geländer hoch, vorne niedriger. Die Geschwindigkeit der Bewegung des Elephanten ist gegen 5 Kilometer in der Stunde; die Thiere schlagen niemals Trab an, kennen nur Pasaang. — Unser charakteristisches Bild stellt den Ausbruch einer Jagdgesellschaft dar.

Verbotene Wege. Der Lehrer einer kleinen Dorfschule sprach von den verbotenen Wegen, welche so viele Menschen wandelten und frag einen Schüler: „Was sind verbotene Wege?“ Antwort: „Wo Strohwische aufgestellt sind.“

Kindlich. In einer Familie wurde der Besuch einer Dame angemeldet. Die Hausfrau ermahnte ihre kleine, etwas vorlaute Tochter, ja keine unartige Bemerkung über die Nase der Dame zu machen. Kaum war letztere aber wieder eingetreten, so rief die Kleine ganz verwundert: „Mama, die hat ja gar keine Nase.“

Auf dem sächsischen Bahnhofe. Gepäckträger: „Herjeses, mei lutes Herrchen, haben Sie denn och Gebäck bei sich?“ Bäcker (zu seiner Frau): „Das ist aber doch merkwürdig, Kofalie! Sieht mir der Mann gleich an, daß ich Bäcker bin.“

Aus dem Holze. Ein Knabe, der ziemlich leichtsinnig und in Folge dessen recht vergeßlich war, wurde von seiner Mutter in die Apotheke des Ortes geschickt, um für 20 Pf. eine gewisse Waare zu holen. Schnell sprang er hin, hatte aber unterwegs allerlei andere Gedanken gehabt, so daß er den Namen des zu tausenden Gegenstandes vergessen hatte. Dies hatte er aber nicht bemerkt, und als er eiligst in die Apotheke tritt, spricht er ganz dreist: „Ich will für 20 Pf. — wie war's doch gleich!“ — Er steht verlegen da, sinnt und sinnt, kann sich aber nicht besinnen. Rasch geht er wieder hinaus, kehrt zur Mutter zurück und läßt sich den Namen noch einmal sagen. Jetzt geht er etwas langsamer und bedächtiger, wiederholt auch für sich den Auftrag im Stillen, und als er wieder in die Apotheke tritt und den Apotheker schon lachen sieht, hat er's beinahe wieder vergessen. Doch diesmal muß es heraus. Er spricht unverdrossen: „Ich wollte für 20 Pf. — Forstmeister.“ Der Apotheker lacht wieder und erklärt ihm, daß er keinen Forstmeister zu verkaufen habe, wohl aber Waldmeister. „Ach ja,“ meinte der Knabe, „ich wußte doch, daß es etwas aus dem Holze war.“

Hauswirthschaftliches.

Wasserdichte Stiefelschmiere. 30 g Kollophonium werden in 120 g Leber- oder Fischthran über gelindem Feuer geschmolzen und der Lösung 300 bis 400 g Talg und etwas Kienruß zugefügt. Um den Geruch angenehmer zu machen, füge man bis zu 5 g Myrbaneisenz hinzu.

Räthsel.

Ich bin ein armer, mag'rer Rücken,
Und habe weder Fleisch noch Bein,
Und doch muß Fleisch und Bein
Von mir getragen sein,
Und Fleisch und Bein muß ich auch drücken.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Naseweis. — Egge.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt von John Schwerin in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von John Schwerin's
Verlag, N.-G., in Berlin W., Behrenstr. 22.